

KULTUR-KOLUMNE

Freiheit, großes Wort



VON
JOSÉ F.A.
OLIVER

Es gebe nichts Freieres als ein offenes Meer, schreibt Katja Petrowskaja, die 1970 in Kiew geboren wurde und seit 1999 mit ihrer Familie in Berlin und Tiflis lebt. Eine Autorin, die sich mit ihrem Roman „Vielleicht Esther. Geschichten“, der 2014 erschienen ist, schon als Bachmann-Preisträgerin einen Namen gemacht hatte. Jetzt lese ich in ihrer jüngsten Publikation. Aus dem letzten Jahr. Und werde darin immer wieder fündig. In großartigen Sätzen, die mich berühren, weil sie mir so vieles erhellen. Wie die Aussage, die ich eingangs erwähnt habe: „Es gibt nichts Freieres als ein offenes Meer.“

Das Buch, aus dem ich diesen Satz zitiere, trägt einen nicht minder denkwürdigen Titel: „Das Foto schaute mich an.“ Ein Foto, um es zu verallgemeinern, wird nicht etwa von einer Person betrachtet, die sich die Zeit dafür nimmt. Im Gegenteil. Das Foto schaut die Person an, die es betrachtet. Ist es vielleicht immer so, dass ein Foto uns anschaut und nicht wir diejenigen sind, die das Foto anschauen? Dass es uns im Grunde genauso anschaut? Als hätte es ein eigenes Leben. Vielleicht hat es ja auch ein Eigenleben. Unabhängig von uns. Weil das „Festgehaltene“ eine Geschichte erzählt und sei's nur die Geschichte eines Augenblicks, der für viele

Augenblicke steht. Für eine ganze Erzählung oder, wie es heute so oft heißt, für ein Narrativ. Vielleicht ist das ja auch der Grund, weshalb wir manche Fotos, die uns begegnen, nicht anschauen wollen. Nicht mehr anschauen können. Weil es uns anschaut. Tief in uns hineinschaut, uns allenthalben sogar durchschaut, indem es zu uns spricht. Ohne dass es eine hörbare, im herkömmlichen Sinne hörbare Sprache wäre. Eine Sprache, die schaut.

Denken Sie an die Dichte, die nicht mehr zu überblickende Vielzahl der Bilder, die uns jeden Tag ereilen. Fotos (und bewegte Bilder, Filme, Filmausschnitte), die wir bald nicht mehr (in uns) zu orientieren vermögen. Schauen wir sie oder schauen sie uns an? Und was passiert dabei? Welche Gedanken werden in uns ausgelöst, welche Gefühle? Welche Gedanken und welche Gefühle aber auch verhindert? Die eindringliche, die Perspektive wechselnde Umkehrung, die mit diesem Titel zum Ausdruck kommt, ist faszinierend und wühlt auf. Mich zumindest.

Poetische Lupe

Das Buch, von dem ich spreche, ist ein Kompendium kunst- und wissensvoller Betrachtungen ausgewählter Fotografien, in denen die Autorin ihre Eingebungen zu Welt-Ereignissen in Meditationen erörtert. Große und scheinbar kleine Begebenheiten, die uns jedoch alle betreffen. Dabei benennt sie immer auch das Privat-Persönliche in ihren Darstellungen. Oft unter der erzählerischen und poetischen Lupe des Kinds-Erlebten. Querverweise zu einzelnen Werken der Bildenden Kunst weiß sie in

ihren Ausführungen ebenso aufgehoben. Ich lese den Satz, schlage das Buch zu – immer ein gutes Zeichen bei meinen Leseangewohnheiten. Denn je häufiger ich bei der Lektüre eines Buches innehalten muss, desto aufstöbernder, aufrüttelnder wird es für mich als Lesender (und Lernender). Ich schlage also das Buch zu, weil sich mir bei diesem Satz sogleich auch die Gefährlichkeit der offenen See aufdrängt. Das Meer der Freiheit als ein Meer der Gefahr(en).

Vor Kurzem erst wurde der Begriff „Freiheit“ zur Floskel des Jahres erklärt. Verrückt, oder? Vielleicht auch nicht. Ein äußerst strapazierter Begriff, ein bis zur Kenntlichkeit zerbissenes Wort, kann das Gegen-Fundament einer Vorstellung von ihm werden. Eine inhaltliche Bedeutungslosigkeit, die zur Farce mutiert. Das hat seine Gründe. Insofern. Ich erinnere mich häufig an den Rat eines väterlichen Freundes und wohlwollenden Sprachliebhabers, der mich einst in jungen Jahren warnte und sagte, wenn jemand das Wort „Freiheit“ auf seine Fahnen schreibe, auch in indirekter Manier, dann möge ich mich in Acht nehmen.

Heute verstehe ich den Gehalt seiner Worte bzw. ich ahne, was er damit gemeint haben könnte. Freiheit, die nicht minder präzise, zugleich gefährdete Verbündete der Zeit. Deshalb die heutige Auseinandersetzung mit dem großen Wort. Sie scheint mir angebracht angesichts der sich überschlagenden Nachrichten, die uns kaum zur Ruhe kommen lassen. Zwischen einem uns sehr nahe gekommenen Krieg, der sich am 24. Februar jährt, und einem Erdbeben mit Tausenden von Toten; zwischen chinesischen

Ballons, die abgeschossen werden und wahnwitzigen Nukleardrohungen; zwischen erschreckenden Zahlen von Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, auf der Flucht sind; und, und, und ... Es geht um nichts Geringeres als die Deutungshoheit eines Begriffes wie dem der Freiheit und die, auch in ihrem Namen, oft kenternde Menschenwürde.

An späterer Stelle, bei einem anderen Foto, das die Autorin betrachtet, indem sie es anschaut, schreibt sie – als sie über ein Buch erzählt, das auch in Blindenschrift verfasst wurde – über einen unmerklichen, auf einer glänzenden weißen Seite neben dem für die Sehenden lesbaren Text: „Das Blättern der Seiten verließ der Schönheit etwas Taktiles. Ich strich über eine leere glänzende Seite und wusste, das Buch war schön. Als ich die Blindenschrift ertastete, erschrak ich wieder, als wäre ich blind, da ich diese Schrift nicht sehen kann.“

Unsichtbares dahinter

Ist Schönheit etwas, das wir sehen – oder eher das Unsichtbare dahinter?“ Freiheit und Schönheit. Die beiden Wörter fügen sich plötzlich. Ist Freiheit gerade das: Schönes, das das Unsichtbare dahinter meint. Was sich hinter dem Begriff verbirgt. So wie das Meer vieles nicht zeigt? Wo ankert das Wörtchen Freiheit (in uns), wenn wir uns fragen, was sie bedeutet? Und wie möchten wir mit ihr unterwegs wissen? Um welchen Preis?

Bis bald!